

Leseprobe

# American Queen

Neu Camelot Trilogie 1

Sierra Simone

SIEBEN  VERLAG

~ 2 ~



© 2019 Sieben Verlag, 64823 Groß-Umstadt  
© Umschlaggestaltung Andrea Gunschera  
Aus dem Englischen übersetzt von Corinna Bürkner  
Originalausgabe © Sierra Simone 2016

ISBN Taschenbuch: 9783864438455  
ISBN eBook-mobi: 9783864438462  
ISBN eBook-epub: 9783864438479

[www.sieben-verlag.de](http://www.sieben-verlag.de)

## Prolog

### Der Hochzeitstag

*Liebe ist langmütig,  
die Liebe ist gütig,  
Sie ereifert sich nicht,  
sie prahlt nicht,  
sie bläht sich nicht auf.  
Sie handelt nicht ungebührig,  
sucht nicht ihren Vorteil,  
lässt sich nicht zum Zorn reizen,  
trägt das Böse nicht nach.  
Sie freut sich nicht über das Unrecht,  
sondern freut sich an der Wahrheit.  
Sie erträgt alles,  
glaubt alles,  
hofft alles,  
hält allem stand.*

*Hält allem stand.* Mein Blick hängt an dieser letzten Zeile des Bibelverses fest, während meine Cousine Abilene und ihre Mutter immer noch an meinem Schleier herumzupfen. Der gesamte Vers des 1. Korintherbriefs ist auf einen Marmorklotz gemeißelt, der sich in der inneren Vorhalle der Kathedrale befindet. Jede andere Braut, die davorstand, hatte diese Worte vielleicht als tröstend oder gar aufmunternd empfunden. Vielleicht bin ich die einzige Braut, die jemals vor diesen massiven Türen zum inneren Heiligtum stand, und sich fragt, ob Gott sie vielleicht zu warnen versucht.

Doch als ich daran denke, was mich am Ende des Gangs zum Altar erwartet, wer mich dort erwartet, straffe ich meine Schultern und schaue blinzeln woandershin. Vom ersten Moment an, in dem ich Ash getroffen hatte, war mir klar gewesen, dass ich dafür bestimmt war, ihn zu lieben. Ich wusste, dass es mir bestimmt war, ihm zu gehören. Es gibt keinen Ort, an den ich ihm nicht folgen würde. Kein Opfer, das ich nicht bringen würde, wenn er es von mir verlangte. Es gibt nichts, was ich ihm nicht komplett und aus freien Stücken geben würde.

Ich werde seine Liebe in mir tragen, daran glauben, darum hoffen, bis zu dem Tag, an dem ich sterben werde. Auch wenn es mich meiner Seele beraubt.

Und es wird mich meiner Seele berauben.

Mein einziger Trost ist, dass ich es nicht allein durchmache.

Ich hole tief Luft und trete vor die Türen, die sich gerade öffnen. Die Klänge von Pachelbels Kanon in D-Dur schweben durch das Kirchenschiff. Mein Großvater nimmt meinen Arm und führt mich Richtung Altar. Die Gäste haben sich erhoben, die Kerzen flackern, mein Schleier sitzt perfekt.

Und dann sehe ich Ash.

Mein Pulsschlag stolpert kurz, wird schneller, überschlägt sich dann selbst, wobei er zu meinen Lippen, meinem Gesicht und in mein Herz rast. Ash sieht aus, als wäre er dafür geboren, einen Smoking zu tragen. Seine breiten Schultern und die schmalen Hüften füllen den maßgeschneiderten Anzug perfekt aus. Selbst wenn er nicht auf der oberen Stufe zum Altar stünde, würde es immer noch so aussehen, als wäre er größer als alle anderen. Einfach nur, weil er Ash ist. Er muss Macht und Stärke nicht aussenden, denn er ist manifestierte Macht und Stärke. Wir sehen uns an und ab diesem Moment ist all diese Macht und Stärke gebündelt und auf mich gerichtet. Sogar über die Distanz des Kirchenschiffs hinweg beginnen wir, im Gleichtakt zu atmen.

Es scheint, als durchführe ihn ein Schock, als er mich komplett sieht. Das Kleid, den Schleier, mein zittriges Lächeln. Freude durchströmt dabei meine Brust. Es war sein Wunsch, dass wir uns erst zur Zeremonie sehen. Er wollte diesen Moment. Und ich muss zugeben, die Art, wie sein schönes Gesicht darum kämpft, die Emotionen in den Griff zu kriegen, und wie mein eigenes Blut sich erwärmt bei seinem Anblick, zeigt mir, dass es sich gelohnt hat. Egal wie überholt diese Tradition ist, egal wie umständlich es für die Gäste ist, egal wie endlos sich die Stunden ohne ihn heute Morgen angefühlt haben, es war es wert

gewesen.

Dann, während mein Großvater mich näher und näher bringt, sehe ich *ihn*.

Direkt neben Ash stehend. Sandbraunes Haare, schlank, mit eisblauen Augen und einem Mund, geschaffen für Sünde und Entschuldigungen. Manchmal in dieser Reihenfolge. Embry Moore. Ashs bester Freund. Sein Trauzeuge, sein Vizepräsident.

Denn natürlich trete ich nicht einfach so vor den Altar, um den Mann zu heiraten, in den ich verliebt bin, seit ich sechzehn war. Ich trete vor den Altar, um den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika zu heiraten.

Die Hunderte von Gästen verschwinden, die riesigen Blumengestecke und Kerzen lösen sich auf. Und für einen kleinen Moment sind wir nur die Braut, der Bräutigam und sein Trauzeuge. Nur ich, Ash und Embry. Keine Präsidentschaft, oder Vizepräsidentschaft, oder ein frisch gestrichenes Büro für die First Lady, das nach den Flitterwochen auf mich wartet. Keine Horden von Kameras in der Kathedrale, oder davor, und die Sitzplätze sind nicht besetzt mit Botschaftern, Senatoren und Prominenz.

Nur wir drei. Ash, ernst und mächtig. Embry, gequält und blass. Und ich. Mit Bissspuren und Knutschflecken an den Innenseiten meiner Oberschenkel, und einem hämmernden Herz.

Kurz bevor ich am Altar zum Stehen komme, sehe ich, dass der Trauzeuge ebenfalls einen Fleck trägt. Er schaut am Hals oben aus dem Kragen seines Smokings heraus. Groß, rot und ganz frisch.

Kurz bevor ich am Altar zum Stehen komme, sehe ich auch, dass das schmale weiße Viereck in Ashs Jackettasche kein seidenes Einstecktaschentuch ist, sondern zweifelsfrei die Spitze meines Unterhöschens. Niemand, der meine Unterwäsche nicht kennt, würde das ahnen. Doch er trägt es so unverhohlen zur Schau, als wäre es eine Trophäe. Als ich das Höschen das letzte Mal gesehen habe, befand es sich in Embrys kräftiger Faust ...

Mein Großvater hebt den Schleier an und küsst mich auf die Wange, bevor er ihn wieder über mein Gesicht fallen lässt. Ash reicht mir die Hand. Ich lasse meine Finger in seine Hand gleiten. Gemeinsam treten wir vor den Priester. Als wir an der richtigen Stelle zum Stehen kommen, kümmert sich eine meiner Brautjungfern darum, dass mein Kleid glattgestrichen ist.

Erst als Ash meine Hand loslässt, um unter meinen Schleier zu fassen und mit dem Daumen über meine Wange zu streicheln, merke ich, dass ich weine. Er hebt den Daumen an seine Lippen und leckt sich meine Tränen von der Haut. Seine dunklen grünen Augen glimmen mit einem Versprechen. Und hinter ihm fasst sich Embry unbewusst an den Fleck an seinem Hals, von dem ich mir sicher bin, dass Ash ihn dort hinterlassen hat.

Ich bekomme eine Gänsehaut.

Der Priester beginnt und die Gäste setzen sich. Ich frage mich ein letztes Mal, ob Gott möchte, dass ich das hier aufhalte. Ob er es kaum erträgt, auf uns drei herunterzublicken. Ob Gott mich vorhin nicht warnen wollte, denn was glaubte ich eigentlich, was ich erdulden konnte? Was glaubte ich wirklich, waren die zwei mächtigsten Männer der Welt bereit, von mir zu erdulden?

Doch als ich Ashs noch immer unmissverständlich heiße Blicke sehe und bemerke, wie Embry immer noch an der roten Stelle an seinem Hals herumfingert, entscheide ich, dass dieses Märchen hier nicht anders hätte enden können.

Was ich damit sagen will, ist, Gott kann mich so oft warnen, wie er will. Doch das bedeutet nicht, dass ich auf ihn hören muss.

# Teil 1

## Die Prinzessin

### Kapitel 1

*Achtzehn Jahre zuvor*

Als ich sieben Jahre alt war, hat mich ein Zauberer verflucht. Es war auf einem Wohltätigkeitsball, glaube ich. Bis auf den Zauberer

unterschied sich dieses Event nicht wesentlich von den anderen, zu denen mich mein Großvater mitnahm. Abendkleider und Smokings, Kronleuchter, die in opulenten Hotel-Ballsälen glitzerten, während in unauffälligen Ecken Streichquartette musizierten. Angeblich sammelte man mit diesen Events Geld für verschiedene Einrichtungen und Zwecke, die von den Reichen und Glangweilten vertreten wurden. Doch in Wirklichkeit waren es Geschäftsmeetings. Politische Allianzen für diese oder jene Kandidatur wurden geschlossen, für potenzielle Spenden wurde geworben. Hier wurden die ersten Verbindungen für Geschäftsbeziehungen geknüpft, und Hochzeiten innerhalb der oberen Zehntausend abgesprochen. Denn was waren Hochzeiten anderes als lebenslange Business-Deals unter Reichen?

Ein paar Dinge hatte ich schon als kleines Mädchen durchschaut, aber sie haben mich nie belastet. So war das Leben eben. Zumindest das von Opa Leo. Und es fiel mir nie ein, es infrage zu stellen.

Darüber hinaus mochte ich es, die schönen teuren Kleider zu tragen, die Opa Leo mir kaufte. Ich mochte es, dass Erwachsene mich nach meiner Meinung fragten. Ich genoss den Anblick all dieser wunderschönen Frauen und gut aussehenden Männern. Am meisten aber genoss ich es, mit Opa Leo zu tanzen, der mich immer auf seine Schuhe stellte und es nie vergaß, mich rundherum zu drehen, sodass ich mich fühlen konnte wie eine Prinzessin in einem Märchen.

Später am Abend, nachdem uns das große schwarze Auto abgeholt hatte, um uns zurück in das Penthouse in Manhattan zu bringen, ließ er mich fröhlich schnattern, über all das, was ich gesehen und gehört hatte. Er fragte mich, wer was gesagt habe und wie es betont war. Ob die Leute dabei glücklich oder böse ausgehen hatten. Er fragte mich, wer müde ausgesehen habe, oder abgelenkt, und wer sich etwas in den Bart gemurmelt habe während der Ansprachen. Viel später wurde mir klar, dass mein Opa sich auf mich als eine Art Spionin verlassen hatte. Eine Art Beobachterin, denn die Menschen benehmen sich in Gegenwart von Kindern anders als unter Erwachsenen. Sie passen nicht so auf. Sie sprechen leise mit ihren Freunden, wägen sich dabei in der Sicherheit, dass das Kind davon sowieso nichts mitbekommt.

Aber ich bekam es mit. Ich war von Natur aus aufmerksam, neugierig und bereit, in kleine Anmerkungen und Gesten tief hineinzulesen. An der Seite von Opa Leo verbrachte ich Jahre damit, diese natürliche Waffe zu schärfen und in etwas Brauchbares zu verwandeln. Etwas, was er für die Partei benutzte, das ich aber für ihn anwendete, weil ich ihm helfen wollte. Ich wollte, dass er stolz auf mich war, und wollte es auch, weil etwas süchtig Machendes darin lag. Es machte süchtig, die Menschen zu beobachten, zu entschlüsseln, wie sie tickten, sie zu lesen wie ein Buch, bei dem man vor dem Ende den Plot-Twist schon herausgefunden hatte.

Aber an dem Abend, als ich den Zauberer traf, war das alles noch Zukunftsmusik. Im Moment war mir schwindelig und ich war überdreht vom im Kreis drehen sowie dem heimlichen Stibitzen von mehr als einem Teller Dessert bei der mir zuzwinkernden Kellnerin. Ich drehte mich noch immer im Kreis, als mein Großvater mich zu sich in die Nähe der Türen des Ballsaals winkte. Ich hopste hinüber und erwartete einen seiner üblichen Freunde. Die politischen Strippenzieher von Washington, oder die schnippischen und gelangweilten Geschäftsleute.

Es war jemand anderes. Etwas anderes. Ein großer Mann, etwa Mitte zwanzig, aber mit den dunklen Augen einer Krähe und einem dünnlippigen Mund, der mich an die Illustrationen von bösen Zauberern in meinen Märchenbüchern erinnerte. Allerdings hing er nicht wie die bösen Zauberer gebeugt über einem Gehstock, oder trug einen langen Mantel. Er hatte einen Smoking an, sein Gesicht war glattrasiert, das Haar kurzgeschnitten und perfekt gekämmt.

Mein Opa strahlte mich an und stellte uns einander vor.

„Mr. Merlin Rhys, ich möchte, dass sie meine Enkeltochter Greer kennenlernen. Greer, dieser junge Mann hier zieht von England hierher und wird ein Berater für die Partei.“

Die Partei. Schon als ich sieben war, hatte die Partei Einfluss auf mein Leben, wie auf das aller anderen auch. Ich vermute mal, dass das eben passiert, wenn dein Opa ein ehemaliger Vizepräsident ist.

Insbesondere wenn dieser ehemalige Vizepräsident dem verstorbenen Penley Luther im Weißen Haus gedient hatte, dem toten und verehrten Halbott der Partei. Es war Präsident Luther, auf den sich in allen Reden und Kommentaren bezogen wurde. Es war Luthers Name, der beschworen wurde, wann immer sich eine Krise auftat. Was würde Luther tun? Was würde er nur tun?

Mr. Merlin Rhys sah auf mich herunter. Im goldenen Schimmer des Ballsaals waren seine schwarzen Augen unlesbar.

„Ich würde meinen, das hier ist ein wenig langweilig für ein Mädchen in deinem Alter“, sagte er sanft und doch wieder nicht so sanft. Es lag eine Herausforderung in seinen Worten, versteckt irgendwo zwischen den sauber gefalteten Konsonanten und den luftigen Vokalen. Aber ich konnte es nicht herauspuzzeln, konnte es nicht aus seinen Worten herausziehen. Ich schaute ihm weiter ins Gesicht, während mein Großvater wieder sprach.

„Sie ist meine Begleitung“, sagte Opa Leo liebevoll und verwuschelte mir das Haar. „Mein Sohn und meine Schwiegertochter befinden sich auf humanitärer Mission im Ausland. Sie ist für ein paar Monate bei mir. Sie ist sehr artig. Stimmt's, Greer?“

„Ja, Opa“, sagte ich folgsam. Doch als ich sah, wie Merlin die Stirn runzelte, überkam mich etwas Kaltes. Als ob sich ein kalter Nebel um mich gelegt hätte, nur um mich, und langsam entzog er mir alle Wärme.

Ich sah auf meine Fußspitzen hinunter, bekam eine Gänsehaut und versuchte, es mir nicht anmerken zu lassen. Auf dem glänzenden Leder spiegelte sich das Schimmern und Glitzern der vergoldeten Decke. Ich betrachtete diesen Schimmer, versuchte, mir auf das alles einen Reim zu machen, während Merlin und mein Großvater Strategien für die Zwischenwahlen besprachen.

Ich fühlte Angst. Dieselbe sich heranschleichende Angst, die mir im Nacken kribbelte, wenn ich nachts aufwachte und sah, dass meine Schranktür offen stand. Dennoch war mir bewusst, dass ich in Sicherheit war. Dass Opa Leo auf mich aufpasste, dass dieser Fremde mir nicht in einem Raum voll mit Menschen wehtun konnte. Nur fürchtete ich mich nicht zwangsläufig davor, dass er mich verletzen oder entführen könnte. Nein, es war die Art, wie sein Blick sich in meinen bohrte, das machte mir Angst. Es fühlte sich so an, als kenne er mich, verstünde mich und könne in mich hineinschauen, auf all die Momente, in denen ich auf dem Spielplatz gelogen oder gemogelt hatte. Dass er all die Nächte sehen konnte, in denen ich nicht geschlafen hatte, weil meine Schranktür offen stand und ich mich nicht getraut hatte aufzustehen, um sie zu schließen. All die Morgen, an denen ich mit meinem Vater hinter dem Haus in den Wäldern Spaziergänge unternommen hatte. Die Abende, an denen mir meine Mutter geduldig Tai Chi beibrachte. All meine Märchenbücher, die ich so liebte, all meine Schätze, die ich zusammengetragen hatte in der kleinen Schatzkiste unter meinem Bett. Alle meine albernen kleine Mädchenträume und Ängste. Einfach alles. Dieser Mann konnte das alles sehen.

Und gesehen, also wirklich gesehen zu werden, war das Furchterregendste, was ich je empfunden hatte.

„Leo“, rief ein Mann von weiter hinten im Raum. Er war auch ein Parteimitglied. Mein Opa wuschelte mir noch einmal durch die Haare und zeigte dem Mann an, dass er zu ihm kommen würde. „Einen Moment, Mr. Rhys.“

Merlin neigte ernst den Kopf und mein Großvater ging zu dem anderen Mann. Ich brachte mich dazu, ihm noch einmal in die Augen zu schauen, und wünschte mir sofort, dass ich es nicht getan hätte. Seinen Blick, so erkannte ich jetzt, hatte er bedeckt gehalten, während er mit Opa Leo sprach. Jetzt war sein Blick nicht mehr bedeckt, jetzt brannte er und er fühlte sich sehr nach Ablehnung an.

„Greer Galloway“, sagte er in diesem sanften, nicht-sanften Tonfall. Ein Dialekt, der nach Walisisch klang, schwang in seinen Worten, als ob er weder seine Stimme noch seinen Blick mehr im Griff hätte.

Ich schluckte. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich war ein Kind und mein mädchenhaftes Verhalten hatte bisher noch alle Freunde von Opa Leo bezaubert. Doch hier spürte ich, dass es mir nichts nutzen würde. Ich konnte mich bei Merlin Rhys nicht beliebt machen. Nicht mit Lächeln oder Grübchen oder kindlichen Fragen.

Dann ging er vor mir in die Knie. Es war selten in der Welt von Opa Leo, dass Erwachsene das machten. Sogar die Frauen, die selbst Kinder hatten, zogen es vor, über mir zu stehen und meine blonden Löckchen zu streicheln, als wäre ich ein Haustier. Merlin jedoch ging in die Hocke, sodass ich ihm in die Augen sehen konnte, ohne mir das Genick zu verrenken. Und mir wurde, trotz meiner Furcht, klar, dass dies ein Zeichen des Respekts war. Merlin behandelte mich, als wäre ich es wert, seine Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Auch wenn diese Aufmerksamkeit mit Missfallen durchzogen war, war ich dankbar dafür. Auf meine eigene kindliche Weise.



Er nahm mein Kinn zwischen seine langen, schlanken Finger und hielt mein Gesicht fest, um es sich genau zu betrachten. „Nicht ehrgeizig“, sagte er und der Blick seiner dunklen Augen suchte etwas in meinem Gesicht. „Allerdings oft leichtsinnig. Nicht kalt, aber manchmal distanziert. Leidenschaftlich. Intelligent. Verträumt und ... viel zu leicht verletzbar.“ Er schüttelte den Kopf. „Es ist genau so, wie ich es mir gedacht habe.“

Ich wusste aus dem Stapel Bücher neben meinem Bett, dass die Worte eines Zauberers gefährlich waren. Mir war klar, dass ich nichts sagen sollte. Ich sollte ihm nichts versprechen, ihm nicht zustimmen, nichts ihm gegenüber einräumen, oder lügen oder ausweichen. Aber ich konnte nicht anders.

„Was haben Sie sich gedacht?“

Merlin nahm die Hand herunter. Ein Ausdruck von aufrichtigem Bedauern zog sich über sein Gesicht. „Du kannst es nicht sein. Es tut mir leid, aber das geht einfach nicht.“

Verwirrung schlich sich an der Furcht vorbei. „Was kann ich nicht sein?“

Merlin stellte sich aufrecht hin, strich seinen Smoking glatt und man sah ihm seine Entschlossenheit an. Über was auch immer. „Behalte deine Küsse für dich, wenn es so weit ist.“

Ich verstand gar nichts. „Ich küsse niemanden. Außer Opa Leo, meine Mama und meinen Papa.“

„Das ist im Moment noch deine Welt. Aber wenn du älter bist, wirst du diese Welt hier erben“, sagte Merlin und machte eine Geste, die den ganzen Raum umfasste. „Die Welt, die dein Großvater geholfen hat, zu erschaffen. Und diese Welt hängt an einem seidenen Faden, im Gleichgewicht mit Vertrauen und Macht. Einflussreiche Menschen müssen sich entscheiden, wann sie sich vertrauen oder wann sie sich bekriegen. Diese Art von Entscheidungen wird nicht immer vom Verstand getroffen. Man trifft sie mit dem Herzen. Verstehst du das?“

„Ich denke schon ...“, sagte ich langsam.

„Greer. Ein Kuss von dir wird diese Welt von Freundschaft in Zorn verwandeln. Von Frieden zu Krieg. Er wird all das, was dein Großvater in harter Arbeit aufgebaut hat, zerstören. Viele, viele Menschen werden zu Schaden kommen. Das willst du doch nicht, oder? Dass dein Großvater verletzt werden könnte? Dass alles, was er geleistet hat, plötzlich umsonst war?“

Ich schüttelte vehement meinen Kopf.

„Dachte ich mir. Denn genau das wird passieren, wenn deine Lippen andere berühren. Denk an meine Worte.“

Ich nickte, denn das war eine Logik, mit der ich etwas anfangen konnte. Küsse waren magisch, jeder wusste das. Sie konnten Frösche in Prinzen verwandeln, sie erweckten Prinzessinnen aus einem tödlichen Schlaf und sie entschieden über das Schicksal von Königreichen und Imperien. Nicht eine Sekunde lang dachte ich daran, dass Merlin falschliegen könnte. Dass ein Kuss vielleicht auch harmlos sein könnte.

Oder dass ein Kuss all den Schaden, den er mit sich brachte, vielleicht absolut wert wäre.

Das Bedauern in seinen Augen ging in Traurigkeit über. „Und das mit deinen Eltern tut mir sehr leid“, sagte er sanft. „Trotz allem bist du ein sehr liebes Mädchen. Du hast alles Glück der Erde verdient. Und vielleicht, eines Tages, wirst du verstehen, was ich versuche, dir zu geben. Halte dich ganz fest an den Dingen, die dich glücklich machen. Und zweifle niemals an, dass du geliebt wirst.“ Er nickte meinem Großvater zu, der gerade wieder zu uns zurückkam.

„Ihnen muss wegen meiner Eltern nichts leidtun“, sagte ich verwirrt. „Es geht ihnen gut.“

Merlin antwortete nicht, aber er berührte mich an der Schulter. Nicht, um mich in eine Umarmung zu ziehen, nicht, um mich zu tätscheln, einfach nur, um mich zu berühren. Einen Moment lang spürte ich den Druck seiner Hand, nur um dann ein Gefühl von Luft auf meiner Haut zu fühlen, während Sorge in meine kleinen Knochen floss.

Opa Leo nahm mich in seine Arme, als er bei uns ankam, und pflanzte einen dicken, schnurrbärtigen Kuss auf meine Wange. „Ist meine Enkelin nicht etwas ganz Besonderes, Merlin?“, fragte er und lächelte mich an. „Über was habt ihr gesprochen?“

Ich öffnete meinen Mund, um zu antworten, doch Merlin schob sich glatt dazwischen. „Sie hat mir erzählt, wie wunderbar es ist, bei Ihnen zu sein.“

Großvater sah erfreut aus. „Ja. Ich liebe Oregon ja so sehr wie jeder andere auch, aber es geht doch nichts über New York City, nicht wahr, Greer?“

Ich muss wohl etwas geantwortet haben. Die Unterhaltung muss danach wohl weitergegangen sein. Es müssen mehr Worte gefallen sein über Politik, Geld und Demografien. Aber in meinem Kopf hörte ich nur Merlins Worte von eben.

*Das mit deinen Eltern tut mir sehr leid.*

Mit meiner wilden Fantasie war es leicht, das Schlimmste heraufzubeschwören. Es war, wie es in Geschichten immer passierte. Tragödien, Omen und Schmerz. Was, wenn meine Eltern nicht mehr am Leben waren? Was, wenn ihr Flugzeug abgestürzt, ihr Hotel abgebrannt war, sie verprügelt und ausgeraubt und zum Sterben zurückgelassen worden waren?

*Das mit deinen Eltern tut mir sehr leid.*

Ich konnte an nichts anderes mehr denken, hörte nichts anderes mehr.

Als Opa Leo mich an diesem Abend im Bett zudeckte, fing ich an, zu weinen.

„Was ist denn los, meine Süße?“, fragte er und seine buschigen Augenbrauen zogen sich sorgenvoll zusammen.

Mir war klar, dass er mir nicht glauben würde, dass Merlin ein Zauberer war. Vielleicht ein böser Zauberer. Oder dass er irgendwie den Tod meiner Eltern erspüren konnte, bevor er eintrat. Mir war klar, dass ich lügen musste und sagte nur: „Ich vermisse Mama und Papa.“

„Oh, meine Süße“, sagte Opa Leo. „Wir rufen sie jetzt gleich mal an, okay?“

Er zog sein Telefon hervor und wählte. Nach ein paar Sekunden hörte ich Mamas helle und Papas dunkle Stimme durch den Lautsprecher. Sie waren in Bukarest, und machten sich bereit, in einen Zug Richtung Warschau zu steigen. Sie waren glücklich und in Sicherheit und randvoll mit Versprechungen für die Zeit nach ihrer Rückkehr. Eine kleine Weile lang glaubte ich ihnen. Ich glaubte daran, dass sie wieder heimkamen. Dass mein Vater und ich wieder lange durch den Wald wandern würden und dass ich abends mehr Tai Chi von meiner Mutter lernen würde. Dass es weiterhin Abende gab, an denen ich einschlief, während sie mir Gedichte vorlasen und das Feuer im Kamin knisterte. Dass der warme Sonnenschein und die baumgrünen Tage meiner Kindheit noch immer vor mir lagen. Sicher und geborgen in einem Nest aus Büchern und Natur, das meine Eltern mir gebaut hatten.

Doch als ich später versuchte, einzuschlafen, krochen Merlins Worte wieder in meinen Kopf. Und mit ihnen die Angst.

*Das mit deinen Eltern tut mir sehr leid.*

In dieser Nacht habe ich kaum geschlafen. Ich fuhr hoch bei jedem Hupen, jeder Polizeisirene auf Manhattans Straßen unterhalb des Penthauses meines Großvaters. Jedes Windgeräusch an den Fenstern machte mir eine Gänsehaut. Träume durchzogen meinen Schlaf. Träume von bewaldeten Bergen an einem Ort, den ich noch nie gesehen hatte. Breitschultrige Männer krochen durch Schlamm und abgestorbene Tannennadeln, meine Eltern tanzten im Wohnzimmer, nachdem sie dachten, ich sei eingeschlafen. Meine Eltern tanzten und der Wind fuhr durch die Bäume. Männer krochen im Schlamm. Der Zug tauchte in das Tal ein.

Tanz, Bäume, Schlamm, Tod.

Immer und immer wieder.

Tanz, Bäume, Schlamm, Tod.

Als ich in der blassen Morgensonne in die Höhe schoss und meinen Großvater im Türrahmen stehen sah, sein Blick ausdruckslos vor Schock und Entsetzen, das Telefon vergessen in seiner Hand, da wusste ich, was er mir sagen würde.

Wie König Hiskia drehte ich mein Gesicht zur Wand und betete.

Ich betete zu Gott, dass er auch mich tötete.

## Kapitel 2

### *Elf Jahre zuvor*

Wie Gott es oft tut, entschied er sich dazu, mir keine Antwort auf mein Gebet zu geben. Zumindest entschied er sich nicht, mit einem Ja zu antworten.

Stattdessen ging mein Leben weiter.

Die Eltern meiner Mutter waren alt und gebrechlich, und obwohl ich eine Tante und einen Onkel in Boston hatte, machten sie deutlich, dass sie, obwohl sie eine Tochter in meinem Alter hatten, keine weiteren Kinder bei sich aufnehmen wollten.

Doch das war ziemlich egal. Von dem Moment an, in dem Opa Leo den Anruf erhalten hatte, von der Sekunde an, als die Realität des Ganzen über uns hereinbrach, stand es nie zur Debatte, dass ich nicht bei ihm leben würde. Er war gerade mal in seinen Fünfzigern und vital. Er hatte mehr als genug Platz für eine weitere Person. Er war ein vielbeschäftigter Mann, beschäftigt mit der Partei und seinem blühenden Imperium für grüne Energie. Aber Opa Leo war nicht der Typ Mann, der Nein zu irgendetwas anderem als Schlaf sagte. Er holte alle meine Sachen ins Penthaus, schrieb mich in einer kleinen, aber streng wissenschaftlichen Privatschule an der Upper Eastside ein und packte mich in sein Leben. So gut, wie es ein verwitweter Großvater eben konnte.

Ich kann mich daran erinnern, vor und nach der Beerdigung geweint zu haben, aber nicht währenddessen. Ich erinnere mich, wie ich mich in mich selbst verkroch in der neuen Schule, die so anders war als der luftige Montessori-Klassenraum in Oregon. Ich erinnere mich, dass Opa Leo mir stapelweise Bücher kaufte, um mich aufzuheitern. Ich erinnere mich daran, dass ich meine Eltern so wahnsinnig vermisste, dass es sich anfühlte, als hätte mir jemand etwas Lebenswichtiges mit einem stumpfen Löffel aus der Brust geschabt. Ich erinnere mich an Merlins Worte bezüglich meiner Eltern.

Merlins Prophezeiung.

Wenn er mit ihrem Tod recht hatte, hatte er es dann auch mit den anderen Dingen? Er hatte mir gesagt, ich solle meine Küsse für mich behalten. War das eine Warnung, der ich Folge leisten sollte?

Ich war mir sicher, dass ich das sollte. Ich war mir sicher, dass Merlin in die Zukunft sehen konnte. Dass er Verhängnis sah. In meiner Trauer und Angst versprach ich mir selbst, als ich sieben Jahre alt war, dass, egal was passierte, ich niemals einen Mann oder eine Frau küssen würde. Solange ich lebte.

Nie, nie, nie.

\*

Als ich vierzehn Jahre alt war, fragte mich mein Opa Leo, ob ich gern weiter auf eine Schule in Manhattan gehen wollte oder lieber auf ein Internat in Übersee. Meine Cousine Abilene hatte man dort hingeschickt, in der Hoffnung, dass sie sich zusammenriss und ihre Konzentration auf die Schule legte. Opa Leo dachte, dass dies vielleicht auch mein Wunsch wäre. Ich war bereits eine ausgezeichnete Schülerin, also dahingehend gab es keine Probleme. Aber ich denke, Opa Leo machte sich Sorgen darüber, dass ich zu isoliert aufwuchs. Da ich mit ihm allein lebte und wir nur zu Umwelt-Benefizveranstaltungen und Partys gingen, wo ich den Abend damit verbrachte, mich in Tratsch und Spekulationen über Politiker und Geschäftsleute zu versenken. Wo ich meine Wochenenden damit verbrachte, Großvaters Geheimwaffe zu sein, die beobachtete und ihm hinterher Bericht erstattete.

„Du bist noch jung“, sagte er. Wir saßen am Esszimmertisch und er gab mir eine Broschüre des Internats. Die Bilder sahen fast kalkulierend aus, als wollten sie mich dazu verlocken, zuzusagen. Dicker Nebel, alte Holztüren, goldene und grüne englische Sommer. „Du könntest dir die Welt ansehen. Mit anderen jungen Leuten zusammen sein. Ein bisschen in Schwierigkeiten geraten.“ Dann lachte er. „Oder wenigstens deine Cousine vor Schwierigkeiten bewahren.“

Und so landeten Abilene und ich im Herbst meines vierzehnten Lebensjahres in der Cadbury-Akademie für Mädchen.

Cadbury war ein beeindruckender Ort. Ein riesiger und weitläufiger Gebäudekomplex aus Stein und altem Glas, mit Türmen und mehreren Bibliotheken sowie einem waschechten frühsteinzeitlichen Hügel mit einer Festung quasi im Hinterhof. Ich liebte es auf den ersten Blick. Abilene liebte die Nähe zur Jungenschule etwa eine Meile entfernt. Fast jeden Abend krabbelte sie aus unserem Fenster im Erdgeschoss, um über das weiche, grüne Gras zur Straße zu schleichen. Fast jeden Abend begleitete ich

sie. Nicht weil ich auch die Jungs treffen wollte, sondern weil ich mich für sie verantwortlich fühlte. Verantwortlich für ihre Sicherheit, ihre Zeit hier in Cadbury und ihren Ruf.

Wir schlichen in Wohnzimmer, trafen uns in den Biergärten der Kneipen, die sich nicht die Mühe machten, uns rauszuwerfen. Wir nahmen an unerlaubten Partys auf dem Steinzeithügel teil, auf dem einst Cadbury Castle stand. Meistens waren wir nicht die einzigen Mädchen, aber Abilene war immer dabei, die Anführerin, die Anstifterin.

Mit fünfzehn hatte sie den großen, schlanken Körper eines Models, mit schönen Brüsten und langem roten Haar. Sie war laut, lebhaft und hübsch. Sie trank mehr als die Jungs, spielte Lacrosse, als hinge ihr Leben davon ab und immer, immer waren Leute um sie herum. Im krassen Gegensatz dazu war ich das Ding in den Schatten und Nischen. Die meiste Zeit verbrachte ich in der Bibliothek. Oft aß ich für mich allein, auf der Wiese sitzend, mit einem Buch auf den Knien. Ich hielt mich fern von Sport, aber wählte Tanz und Kreatives Schreiben als Freizeitaktivitäten. Ich war kleiner, als ich es mir wünschte, mein Körper lag in seiner Entwicklung hinter Abilenes zurück und war für die Jungs nicht von Interesse. Ich war kraftvoll genug für das Tanzen, aber nicht dünn genug, um in einem engen Gymnastikanzug gut auszusehen. Mein Kinn zeigte den Hauch eines Grübchens in der Mitte. Etwas, das Abilene und ich in stundenlanger Mühe mit Make-up zu verdecken versuchten. Auf meiner Wange hatte ich einen Schönheitsfleck, den ich verabscheute. Meine grauen Augen fühlten sich nichtssagend an im Vergleich zu Abilenes lebendigen blauen Augen. All das wäre völlig in Ordnung gewesen, wenn ich auch nur ein Quäntchen von Abilenes Ausstrahlung gehabt hätte. Aber das hatte ich nicht. Ich war ruhig, ein bisschen träumerisch. Ich fürchtete mich zu Tode vor Konflikten, war aber manchmal gedankenlos genug, welche auszulösen. Ich war fasziniert von Dingen, die meinen Schulkameradinnen total egal waren. Amerikanische Politik, alte Bücher, das Sterben der Korallenriffe und Kriege, die so lange her waren, dass selbst ihre Namen fast schon vom Winde verweht waren.

Die eine Sache, die ich in diesem Alter an mir mochte, waren meine Haare. Lang und dicht und blond. Golden im Winter und fast weiß im Sommer. Es war die eine Besonderheit, die anderen an mir zuerst auffiel. Es war das Merkmal, mit dem ich beschrieben wurde, die Sache, mit der meine Freundinnen gern spielten, wenn wir fernsahen im Gemeinschaftsraum. Abilene hasste es. Hasste, dass es etwas an mir gab, mit dem sie nicht mithalten konnte. Schon früh in den ersten Wochen in Cadbury lernte ich, dass ihr ständiges Ziehen an meinen Zöpfen keinen Beweis der Zuneigung darstellte, sondern Neid, den sie nur schlecht im Griff hatte.

Trotz meiner Haare war Abilene jedoch immer die Monarchin und ich nur die Kammerzofe. Sie hielt Hof und ich hielt furchtsam Ausschau nach Lehrkräften. Sie drückte sich vor den Schulaufgaben und ich blieb abends ewig wach, um ihre Hausaufgaben zu tippen, damit sie nicht durchfiel. Sie machte Party und ich brachte sie heim. Mit dem Handy leuchtete ich uns den Weg vom Hügel herunter, während sie an meiner Schulter hing. Ihr Haar roch nach dem verschüttetem Cidre und billigem Parfüm.

„Du küsst nie die Jungs“, sagte sie eines Nachts. Wir waren fünfzehn und ich führte sie gerade die schmale Straße zur Schule entlang.

„Vielleicht würde ich lieber Mädchen küssen“, sagte ich und machte einen großen Schritt über eine Schlammfütze. „Mal darüber nachgedacht?“

„Hab ich“, bestätigte sie lallend. „Und ich weiß auch, dass das nicht wahr ist. Es gibt eine Menge Mädchen, die dich gern küssen würden hier in Cadbury. Und doch hast du noch keine geküsst.“

*Behalte deine Küsse für dich.*

Selbst nach acht Jahren konnte ich immer noch Merlins dunkle Augen sehen und diesen missbilligenden Tonfall hören. Ich konnte mich noch immer an dieses gruselige Gefühl eines bösen Omens erinnern, das mich überfiel, als er den Tod meiner Eltern voraussagte. Wenn er also glaubte, dass Menschen leiden würden, wenn ich jemanden küsste, dann hatte das sicher einen guten Grund.

Einen wichtigen Grund.

Im Übrigen war es ein Klacks, das aufzugeben. Es war ja nicht so, dass die Jungs Schlange standen, um mich zu küssen.

„Ich fühle mich einfach nicht danach, jemanden zu küssen“, sagte ich fest. „Das ist der einzige Grund.“

Abilene hob ihren Kopf von meiner Schulter und hickste in die kalte Nachtluft hinein. „Warts nur ab, Greer Galloway. Eines Tages wirst du genauso wild sein wie ich.“

Ich manövrierte sie um einen Haufen Schafskacke herum und sie hickste erneut.

„Das bezweifle ich.“

„Da liegst du falsch. Wenn du irgendwann so richtig loslässt, dann wirst du die wildeste und

ungehemmteste kleine Schlampe in ganz Cadbury sein.“

Aus irgendeinem Grund errötete ich. Nicht vor Empörung, sondern aus Scham. Wie konnte sie wissen, was mir manchmal durch den Kopf ging? Von den Träumen, nach denen ich mit einem Pulsieren in meiner leeren Mitte aufwachte. Nein, das konnte sie nicht wissen. Ich hatte niemandem auch nur eine Silbe davon erzählt und würde das auch nie tun.

Genau wie meine Küsse würde ich diese Dinge für mich behalten. Schließlich war ich glücklich, so, wie es war. Glücklich, dass ich mich um Abilene kümmern und vom College träumen konnte. Ich war zufrieden damit, mir selbst vorzumachen, dass das genug war.

## Kapitel 3

### *Gegenwart*

„Und so blicken wir noch weiter zurück als bis Geoffrey of Monmouth. Zu den *Annales Cambriae*. Für alle, die in mittelalterlichem Latein nicht auf dem neuesten Stand sind, das sind die Annalen von Wales. Wir sehen, dass die Figur des Mordred dort zum ersten Mal erwähnt wurde. Unter dem Namen Medraut.“

Man kann das Klappern der Laptop-Tastaturen durch den schmalen Klassenraum schallen hören, während die Studenten sich fleißig Notizen machen. Die meisten der Studierenden hier sind eigentlich Medizin- oder Politikwissenschafts- und Sozialwesen-Studenten und nehmen nur an meinem Kurs über „Arthurische Literatur“ teil, um ihre Leistungspunkte im Bereich Geisteswissenschaften zu erhalten. Das hält sie dennoch nicht davon ab, es auf die höchste Punktzahl anzulegen. Die Universität von Georgetown ist nämlich nicht billig, und viele der Studenten hier müssen ihre Noten hoch halten, um ihre Stipendien und Kredite zu behalten. Ich kann das gut nachempfinden. Ich bin erst seit ein paar Monaten Dozentin und kann mich noch lebhaft an die langen Nächte und die kaffeelastigen Morgenstunden erinnern, als ich meinen Master in mittelalterlicher Literatur in Cambridge gemacht habe. Manchmal kann ich es kaum glauben, dass ich es wirklich geschafft habe. Wirklich zurück bin in den Staaten, wirklich einen erwachsenen Job habe, inklusive Brieftasche aus Leder und allem.

„Mordred wird hier nur als einer derjenigen erwähnt, die neben König Artus gestorben sind“, fahre ich fort und gehe vom Podium hinüber zum Whiteboard. „Wir erhalten keinerlei Informationen über seine Rolle in der Schlacht. Ob er gegen oder mit Artus gekämpft hat, oder ob er Artus' Sohn oder Neffe oder einfach nur einer der Soldaten war.“

Ich öffne einen der Whiteboard-Stifte und schreibe ein Fragezeichen neben Mordreds Namen in den Stammbaum, an dem wir während des Herbstsemesters zusammen gearbeitet haben.

„Die Legende des König Artus ist für viele Dinge berühmt. Den heiligen Gral und die Tafelrunde, natürlich. Aber am berühmtesten ist sie vielleicht für die epische Liebesgeschichte zwischen Lancelot und Guinevere.“ Ich male ein Herz zwischen die beiden Namen und Kichern erklingt im Raum. „Doch wie wir gelernt haben, als wir zurückgingen in der Geschichte von Chretien de Troyes bis Geoffrey of Monmouth, war die Figur des Lancelot eine Erfindung der Franzosen aufgrund deren Sehnsucht nach einer höfischen Romanze. In den frühesten Erwähnungen der Legende findet man ihn gar nicht.“

Ich mache ein X über Lancelots Namen und schreibe *Erfindung der Franzosen* über seinen Namen. Mehr Tastaturklappern.

„Es gibt einen anderen Hinweis auf eine Romanze, älter als die Lancelot-Geschichte und sogar noch gefährlicher.“ Ich male ein neues Herz, diesmal zwischen Mordred und Guinevere. „Wenn man nach den Annalen geht, sind die Erwähnungen von Mordred fast immer Schilderungen, wie er die Königin entführt und versucht, sie zu heiraten. Dies wird gemeinhin als der Grund für den Zwist zwischen ihm und König Artus genannt, der schon viel früher als Mordreds Vater oder Onkel dargestellt wird. Vielleicht war er einfach nur ein Rivale in Sachen Liebe.“

Ich schließe den Stift wieder und gehe zurück zum Podium. „Ich denke eher, dass Mordred, als Lancelot, die Wurzel allen Übels an König Artus' Hof war. Vertrauen, Liebe und Familie wird nicht immer zusammen in einem Paket geliefert.“

Ich höre, wie das Ticken der alten Wanduhr hinter mir verstummt und die Studenten fangen an, ihre Sachen wegzupacken, wobei sie versuchen, noch immer aufmerksam zuhörend auszusehen. Obwohl sie in Gedanken schon aus der Tür sind.

„Das ist alles für heute. Nächste Woche fangen wir mit den Walisischen Triaden an. Und vergesst nicht, eure Vorschläge für die Abschlussarbeiten einzureichen.“

Sie sammeln ihre letzten Sachen ein und ich gehe zu dem Schreibtisch in der Ecke, um meine eigenen Unterlagen einzupacken. Ein paar Studenten kommen mit Fragen zu mir, oder um ihre benoteten Hausarbeiten entgegenzunehmen. Dann bin ich allein im Raum.

Nachdem sie alle weg sind, starre ich ein paar Minuten lang auf die leeren Sitze. Als ob ich versuchte, mich an etwas zu erinnern. Natürlich habe ich nichts vergessen und alles ist in Ordnung, aber eine Art leere Ruhelosigkeit erfasst mich dennoch.

*Du hast alles, was du brauchst, erinnere ich mich selbst. Einen tollen Job, ein schönes Haus, einen Großvater, der dich liebt und eine Cousine, die deine beste Freundin ist.*

Ich brauche nichts weiter. Was ich habe, ist genug.

Aber warum fühle ich mich dann immer so verloren?

\*

Das Büro, das ich mir in Georgetown mit zwei anderen Dozenten teile, ist klein. Es ist vollgestopft mit Tischen, Ordnern und Büchern sowie stapelweise Arbeitsmaterialien. Ich liebe es. Ich liebe es so sehr, dass ich sogar schon hier geschlafen habe statt in meinem kleinen Stadthaus nahe Dumbarton Park. Das ich mir natürlich nur leisten kann, weil es meinem Opa Leo gehört und er nichts von Miete zahlen hören will. Aber es hat etwas, hier in diesem alten Gebäude aus Stein zu sein. Allein auf dem Flur mit den größtenteils leeren Arbeitszimmern, wenn die Dunkelheit durch das Bürofenster sickert. Es fällt mir dann leichter, mich daran zu erinnern, warum ich dieses Leben gewählt habe. Ein Leben in Büchern und ohne Küsse. Ein Leben, in dem sich Merlins Warnung nicht wie ein Fluch, sondern wie eine getroffene Wahl anfühlt.

Ich bin es gewöhnt, bis spät in die Nacht zu arbeiten, die letzte zu sein, die das Englischgebäude verlässt, und der heutige Abend ist keine Ausnahme. Ich benote ein paar Hausarbeiten und gehe dann über zu dem Buch, das ich versuche, zu schreiben. Eine literarische Abhandlung über das Königtum, wie es aufgezeichnet ist in den multiplen Chroniken über die Artus-Legende im Laufe der Jahrhunderte.

Ich weiß, das klingt langweilig, aber das ist es nicht. Wirklich. Jedenfalls nicht für mich. Überhaupt habe ich ja schon einmal einen Zauberer getroffen, meinen ganz persönlichen Merlin. Auch wenn ich als Erwachsene über die Vorstellung von Magie lachen kann und mir selbst einrede, dass seine Warnung kompletter Humbug war. Denn ich habe sie schon zwei Mal ignoriert und nichts ist passiert.

Außer dass mir beide Male das Herz gebrochen wurde, ist nichts passiert.

Ich bin tief in meinen Gedanken vergraben, versuche, einen Gedankengang, den ich gestern Abend über die Herrschaft während des Mittelalters hatte, zu verfolgen, als ich in meinem Nacken ein Kribbeln spüre. Als spüre ich, dass jemand hinter mir steht.

Und jemand tut es.

Ich drehe mich auf meinem Stuhl herum und sehe, wie ein Mann im Türrahmen lehnt. Seine Arme hat er über der muskulösen Brust verschränkt, das Jackett seines blauen Anzugs dehnt sich über seinen Schultern. Obwohl das Jackett zugeknöpft ist, kann ich sehen, wie seine Anzughose Hüften und Oberschenkel umfasst und wie der weiße Seidenschlips flach an dem engen Hemd liegt.

Ich schaue nach oben und schlucke.

Eisblaue Augen und ein Bartschatten. Hohe Wangenknochen und eine gerade Nase, volle Lippen und eine hohe, aristokratische Stirn. Ein Gesicht wie gemacht fürs Grübeln, irgendwo in einer Moorlandschaft. Ein Gesicht gemacht für viktorianische Romane oder Regency-Dramen. Das Gesicht des prototypischen elitären Fremden auf einem Ball in einem Jane-Austen-Roman.

Nur, dass mir dieser Mann nicht fremd ist.

Vizepräsident Embry Moore.